

Ulrich Harbecke

Der gläubige Kardinal

Roman

Grupello Verlag

Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter
www.grupello.de

1. Auflage 2004

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-498 10 10 · Fax: 0211-498 01 83
Druck: Müller-Satz, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89978-027-2

Eigentlich war sie zu Ende ...

die Geschichte um Pfarrer Wilhelm Hausner, den sie den »gottlosen« nannten, seitdem er mitten in einer Osterpredigt den Glauben verloren und seine Gemeinde ratlos zurückgelassen hatte. Ratlos war auch die Leitung der Diözese, denn als der Kardinal das vertrocknete Reis abschneiden und zum Unkraut werfen wollte (darin hatte er eine gewisse Übung), gab es unerwartete Schwierigkeiten. Die verlorenen Schafe der St. Kilian-Gemeinde gingen für ihren Pfarrer auf die Barrikaden. Gottlos oder nicht, sie wollten ihn behalten, denn er war ein freundlicher und ehrlicher Mensch, und durch seinen – sagen wir einmal – religiösen Schlaganfall war er ihnen nicht unsympathisch geworden, und Hand aufs Herz, so ganz und genau hatten sie auch nicht immer alles geglaubt, was ihnen die Kirche verkündete.

Diese spielte auf Zeit. »Auf kleiner Flamme kochen!« empfahl der Nuntius. »Taktisch umarmen!« befahl der Kardinal. »Die Leute werden in Scharen austreten, und dann ...«

Hausner durfte bleiben. St. Kilian in L. war die einzige Gemeinde landesweit, europaweit, weltweit, die sich einen »gottlosen« Pfarrer leistete. »Verrückt!« dachte der Nuntius. »Unmöglich!« dachte der Kardinal.

»Verrückt und unmöglich? Daraus kann ich etwas machen«, dachte der Heilige Geist und rieb sich unternehmungslustig die Hände. Er ließ sich einiges einfallen. Vor den staunenden Augen der Öffentlichkeit geschahen Dinge, die im uralten Regelwerk der Kirche nicht vorgesehen waren. Oft sah es aus, als sei das Ende der Sackgasse erreicht, und dann ging es doch auf überraschende Weise weiter. Die pastoral verwaisten Kilianer liefen nicht etwa in Scharen von der Kirchenfahne; im Gegenteil, sie entdeckten ihren Glauben neu. Da ihnen der Pfarrer auf ihre Fragen keine Antwort mehr geben konnte, ihnen sogar seinerseits Fragen stellte, sahen sie sich gezwungen, verlockt und ermutigt, eigene Antworten zu suchen. Und siehe da: In ganz Deutschland traten die Leute aus der Kirche aus, in St.

Kilian traten sie wieder ein. Überall litten die Gottesdienste an schleichender Auszehrung, hier platzten sie aus allen Nähten. Überall suchten die Küster nach ein paar Kupferstücken im Klingelbeutel, hier knisterte es randvoll von blauen und orangenen Euroscheinen.

»Ein Skandal!« seufzte der Nuntius. »Ein unhaltbarer Zustand«, befand der Kardinal und zeigte Führungskraft. Hausner wurde aus dem Dienst entlassen. Das Problem war gelöst. Im Lande und in St. Kilian kehrte Ruhe ein. Unheimliche Ruhe.

»Daraus kann ich was machen«, sagte der Heilige Geist und rieb sich die Hände.

Der Kardinal

hatte schlecht geschlafen und wußte nicht, warum. Vor dreihundert Jahren hätte er einen Incubus verdächtigt, einen dieser Sendboten des Leibhaftigen, die fratzenschneidend und hohnlachend auf der Brust der Diener Gottes turnten, um ihnen mit unflätigen Späßen den Schlaf zu rauben.

»Wahrscheinlich das Abschiedsessen«, dachte er.

Den gestrigen Abend hatte er im Pfarrhaus der Heilig-Geist-Kirche von Großburghausen zugebracht, deren Gemeinde er in den letzten zwei Tagen visitiert hatte. Das Essen war wie üblich zu schwer gewesen. Sämtliche Haushälterinnen der Diözese schienen ihm nach dem Leben zu trachten. Offenbar hielten sie es für angebracht, ihren Oberhirten mit fettem Fleisch und dicken Saucen zu stopfen. Da er als Befürworter gutbürgerlicher Moral galt, wetteiferten sie darin, ihn auch gutbürgerlich zu bekochen. Dagegen gab es anscheinend kein Mittel. Längst pflegte sein Sekretär bei der Vorbereitung solcher Besuche dezent einfließen zu lassen, daß es auch ein Stück Hähnchenbrust oder Quarkspeise tun würde, doch schien man solche Winke zu überhören oder als falsche Bescheidenheit einzustufen. Wer weiß? Vielleicht waren die Incubi des Mittelalters in die Maske biederer Haushälterinnen geschlüpft. Das Ergebnis war das gleiche: Alpträume, Kopfschmerzen und Sodbrennen. Erst in den frühen Morgenstunden war er in ein bleiernes Loch gefallen, aus dem er sich nun mühsam zu befreien versuchte.

Weitere Unpäßlichkeiten kamen hinzu. Draußen regnete es. Der Oktober peitschte die Zweige und ließ sie kalt aneinanderschlagen. Dann fiel der Rasierapparat auf die Fliesen und war vorerst nicht mehr zu gebrauchen. Die ungewohnte Naßrasur verwandelte seine Haut in eine brennende Wunde. Er fragte sich, womit er das verdient hatte, fand aber keinen plausiblen Grund.

Im Gegenteil. Sein Aufenthalt in der Heilig-Geist-Gemeinde hatte sichtlich Segen gestiftet. Die Leute hatten ihn froh emp-

fangen. Sie brachten zum Ausdruck, daß sie sich durch den hohen Besuch geehrt und beschenkt fühlten und hörten zu, als er ihnen die Welt erklärte. Ein Blick in dieselbe genügte ja auch, um jedermann vor Augen zu führen, welchen Flurschaden die allgemeine Abwendung vom Glauben anrichtete. Wie zum Beispiel sollten Jugendliche zu ihrem Firmversprechen stehen, wenn sie von jeder Litfaßsäule, aus jeder Illustrierten, Fernsehsendung oder Kinoreklame zur Sittenlosigkeit aufgerufen wurden. Wirkungsvoll hatte er einen Zeitungsartikel aus der Soutane gezogen und ihn der allgemeinen Entrüstung anempfohlen. Dort warb ein städtisches Kino mit dem »großen Weihnachtsballern« als der geeigneten Methode, das Fest des Friedens und der Liebe zu begehen.

Da unterdrückte sogar der Vorsitzende des Pfarrgemeinderates die Passage seiner Rede, in der er für offenere Kommunikation, das Frauenpriestertum und die Beibehaltung des kirchlichen Kindergartens trotz sinkender Kirchensteuer hatte plädieren wollen. Beim Abschied drückten viele und vor allem ältere Leute ihrem Kardinal die Hand. »Sie sind ja gar nicht so, wie Sie immer in den Medien dargestellt werden«, seufzten sie erleichtert.

»Wem sagen Sie das!« hatte er geantwortet.

Aber leider war auch sein Magen nicht so, wie ihn sich die Haushälterinnen vorstellten. Während er die Soutane zuknöpfte, dachte er über mögliche Maßnahmen nach. Am liebsten wäre er auf Umwegen in die Kapelle geschlichen, um sich beim Lieben Gott zu beschweren oder seinen Nothelfern eine Chance zu geben, aber der ewige Ratschluß hatte sich anders entschieden. Im Korridor stand Schwester Anna Xaveria vom Orden der Heiligen Familie.

Ihr Auftrag war es, für sein leibliches Wohl zu sorgen. Davon ließ sie sich durch nichts und niemanden abbringen, am wenigsten durch ihn selbst. Ebensogut hätte man sie zum Widerruf ihrer Gelübde nötigen können.

»Guten Morgen, Herr Kardinal!« rief sie, lauter als erforderlich. »Das Frühstück steht auf dem Tisch. Es gibt Brombeermarmelade, Camembert und Schinken mit Ei. – Wir sind heute spät dran.«

Dieses »Wir«, das bekanntlich zu den Folterwerkzeugen von Pflegern und Krankenschwestern gehört, amüsierte ihn zuwei-

len. Heute ging es ihm auf die Nerven. Die Tür der Küche stand weit offen. Das war einladend gemeint. Ihm erschien es wie eine Drohung. – In Gottes Namen also!

Wenig später tauchte Faßbinder auf, wie immer makellos gekämmt und gekleidet. Sein persönlicher Sekretär hatte um diese Zeit schon die Termine des Tages vorsortiert. Während der Kardinal eine Mischung aus Brot, Schinken und Ei lustlos von einer Wange in die andere schob, las Faßbinder vor. Instinktiv hatte er erfaßt, daß der Chef heute »druckempfindlich« war, und bemühte sich um einen sanften Ton, gewährte Pausen und flocht kleine Bemerkungen ein, die die Stimmung ein wenig heben sollten. Dabei versäumte er nicht, mit fein dosierten Hinweisen und Kommentaren seine eigene Sicht der Dinge einzustreuen. Er war vorerst nur Weisungsempfänger, aber dies war seine Chance, einen Fingerabdruck in der hohen Kirchenpolitik zu hinterlassen, und er war nicht der Mann, einer derart subtilen Versuchung zu widerstehen.

Nach dem Frühstück begab sich der Kardinal in die Hauskapelle. Es war ein schöner, stiller Raum. Altar und Ambo waren maßvoll modern gestaltet. Auf den Stufen stand ein prächtiger Asternstrauß, Abschiedsgruß von Schwester Ludwiga. Sie hatte schon seinem Vorgänger als Raumpflegerin gedient, sich gestern aber von ihm verabschiedet. Aus Alters- und Gesundheitsgründen zog sie sich ins Mutterhaus ihres Ordens zurück, und es war nicht sicher, ob man Ersatz schicken würde. Es stand schlecht um den Ordensnachwuchs. – Man würde sich auf dem freien Markt umsehen müssen.

Das kleine, konkrete Problem tat ihm wohl. Er ließ sich auf dem gepolsterten Betstuhl nieder, schlug das Brevier auf und versuchte, sich auf das Reich Gottes und seine Geheimnisse zu konzentrieren.

Es wollte nicht recht gelingen. Der neue Tag würde doch wieder der alte sein. Termine, Sitzungen, Gespräche und der übliche Aktenberg, die Unterschriftsmappe, der bittere Kaffee der Sekretärin. Ergeben faltete er die Hände, legte den Kopf ein wenig zur Seite und schloß die Augen. – Die Tür zur Sakristei stand offen. Dort tuschelten die beiden Seminaristen, die heute eingeteilt waren, ihm bei der Messe zu ministrieren. Er fing Worte auf, die kaum der inneren Sammlung dienten, sondern eher den Tabellenstand der Bundesliga betrafen. Er seufzte.

Unter den Zöglingen des Priesterseminars waren nur noch wenige, denen die Gnade der Berufung in den Augen leuchtete. Man konnte nur staunen, wie häufig sich der Herr bei der Personalgewinnung zu irren schien.

Die Messe war ein wirkliches Opfer. Es bedurfte großer Disziplin, sich auf die heilige Handlung zu konzentrieren. Immer wieder wichen seine Gedanken vom vorgeschriebenen Pfade ab. Mehrmals mußte er sich fragen, ob er ein Gebet schon gesprochen hatte oder noch nicht. Vorsichtshalber las er es noch einmal. Er warf den beiden Seminaristen einen schnellen Blick zu. Sie starrten mit glasigen Augen vor sich hin. Er hätte auch aus dem Telefonbuch vorlesen können. Immerhin hatten die alten Texte und der strenge Ablauf tausendfach geübter Gesten eine therapeutische Wirkung. Sie bremsten die Fließgeschwindigkeit der Gedanken.

Später, in der Sakristei, war er so leichtsinnig, den Seminaristen eine theologische Frage zu stellen. Sie blickten erst sich, dann ihn und zuletzt den Fußboden an, verlegen grinsend, als hätten sie rasch durchschaut, daß er eine Antwort erwartete.

»Na ja«, brummte er ungnädig, »versucht es rauszukriegen!«

Nach der Messe kehrte er für eine halbe Stunde zum Brevier zurück. Der Psalmist sprach von den Unbelehrbaren, die trotz besserer Einsicht nicht vom Pfade des Bösen wichen. – Sinnend blickte er zur Seite. Daran hatte sich bis heute nichts geändert. Die Sünder schienen nicht zu leiden. Nie fehlte es ihnen an Argumenten, sich ein gutes Gewissen zu verschaffen. Gelegentlich träumte er davon, sämtliche Bewohner der Diözese in einem riesigen Stadion zu versammeln, die Ausgänge zu verschließen und mit ihnen ein für allemal abzurechnen. Donnernde Worte würde der Herr ihm eingeben. Unnachsichtig würde er die Verderbtheit der Zeit anprangern und mit der Wucht eines Propheten die Gemüter aufrütteln. Es hatte Zeiten gegeben, da das gesprochene Wort Geschichte machte. Ein Bernhard von Clairvaux, ein Bonaventura, und – sei's drum – auch ein Savonarola hatten mit Worten die Welt verändert. Sie verließen sich nicht auf das Geschriebene. Viel zu weit war der Weg vom glühenden Feuer des Gedankens bis zu Papier und Buch. Da gingen Kraft und Wirkung verloren. Nein – dastehn, auf freiem Platz, unter dramatischem Wolkenhimmel mit schräg einfallendem Gewitterlicht, und dann reden wie Elias,

Auge in Auge mit der Menge, und sie nicht von der Leine lassen bis Heulen und Zähneklappern war.

Die Vorstellung erzeugte das erste kleine Hochgefühl des Tages. Mit leichtem Schritt verließ er die Kapelle und begab sich in sein Büro. Faßbinder wartete schon. Entscheidungen waren zu treffen, Faxes, Unterschriften, Telefonate.

Kurz vor zehn rief Dompropst Klasing an. »Heute ist die Verhandlung!« verkündete er gut gelaunt. »Es wird nichts schiefliegen.«

Der Kardinal überlegte. Von welcher Verhandlung war hier die Rede? Wie gut, daß wenigstens nichts schiefliegen würde. Klasing plauderte munter weiter. »Die Sachlage ist klar, die Gesetzeslage auch. Seit fünfzehn Jahren dauert der Skandal. Jetzt reicht's. Es wird höchste Zeit, daß der Schandfleck verschwindet.«

»Ja gewiß.« Und da fiel der Groschen. Die »Pinwand«. Es ging um die sogenannte »Pinwand« am Dom, tatsächlich ein Ärgernis, das die Öffentlichkeit der Stadt seit Jahren beschäftigte. Während irgendeines Krieges im Mittleren Osten hatte sich einer der Obdachlosen, die den Hauptbahnhof unsicher und häßlich machten, bemüht gefühlt, mit Zetteln und Kärtchen auf das Elend der Welt hinzuweisen. Er befestigte sie mit Wäscheklammern an einem Bindfaden und diesen ungefragt an den Fahnenmasten gleich neben dem Westportal der Kathedrale. Was zunächst wie die skurrile Aktion eines durchgeknallten Weltverbessers aussah, entwickelte sich zur Dauer-einrichtung. Die Passanten blieben stehen und lasen die naiven Mitteilungen. Bald brachten sie eigene Kärtchen mit, und für jedes hielt Hermann Walther eine Wäscheklammer bereit. Es war wie ein Geschwür, das sich ausweitete und den makellosen Domplatz verunzierte. Wer lange genug nachdachte oder auch nur die Zeitung las, fand unweigerlich ein Weltproblem, das sich in ein solches Kärtchen verwandeln ließ, und schon schaukelte es hier an den Bindfäden und vermittelte ein Gefühl von Protest und Zivilcourage.

Die ordentlichen Bürger schüttelten den Kopf, der Haus- und Grundbesitzerverein machte Eingaben, der Dompropst schäumte. Nur einer war mächtig stolz auf sich, Hermann Walther, der Penner, der »Berber«, der sich aus der Anonymität seiner Branche emporgehoben sah, vor allem, als eines Tages

drei Domschweizer anrückten und ihm bedeuteten, nun sei es genug, und man müsse Dom und Domplatz wieder ihrer eigentlichen Bestimmung übergeben.

Hermann Walther war nicht überzeugt. Ordnungsamt und Polizei mußten eingreifen. Die Zettelwirtschaft verschwand im nächstgelegenen Müllcontainer, und die Sache war eigentlich erledigt.

Man täuschte sich. Hermann Walther hatte einen neuen Lebensinhalt gefunden und ließ sich diesen nicht so einfach wieder ausreden. Wahrscheinlich fand er Zuspruch bei Gleichgesinnten, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihn als Deppen vorzuschicken, um ihre – natürlich linken – politischen Ansichten unters Volk zu bringen. Drei Tage später war er wieder da, mit neuen Zetteln, Kärtchen, Bindfäden und den alten Weltproblemen. Er hatte gleich ein paar Journalisten mitgebracht, die begierig recherchierten und fotografierten und ihn ohne Mühe zum Helden stilisierten. Ein zweiter Versuch der Ordnungshüter, die Würde des Ortes wieder herzustellen, endete wie der erste. Die alten Kärtchen und Sprüche waren noch nicht verbrannt, da hingen schon neue am gleichen Platz. Und nicht damit genug: Hermann Walther begann, seine neue Wirkungsstätte zur Heimstatt auszubauen. Gleich hinter dem Verhau aus Bindfäden und Pappkarten entstand ein Bretterverschlag, der den Dom als Rückwand nutzte und in dem er sich dauerhaft einnistete. Den Unmut der Behörde dachte er dadurch zu besänftigen, daß er das ganze Areal mit gutbürgerlichen Geranienkästen umkränzte.

Die Behörde war nicht besänftigt. Sie erwirkte einstweilige Verfügungen und Durchführungsbeschlüsse. Nichts dergleichen konnte Walther und seine Komplizen beeindrucken. Längst war die »Pinwand« das Stadtgespräch. In den Leserbriefspalten der Lokalpresse tobte das Für und Wider. Es wurde höchste Zeit, den Skandal zu beenden.

Und heute also war die entscheidende Verhandlung vor dem Amtsgericht. Es war Klasings großer Tag. Seit Jahren zehrte der Vorgang an seinen Nerven. Längst war er zum Machtkampf zwischen Stein und Pappe, zwischen dem Haus Gottes und den Unbehausten des Domplatzes eskaliert. Ein Heiliger Krieg war da im Gange, und Klasing wollte und mußte ihn gewinnen. Er war nicht bereit, sich für alle Zukunft mit

Walthers »Pinwand« abzufinden, nur weil es auch in hundert Jahren noch Diktatoren, Hunger, Krieg und Verfolgung geben würde. In dieser zerfallenden Welt war es offenbar möglich, daß ein rotweinduseligler Penner die ganze Stadt an der Nase herumführen konnte. Wenn es noch eines Beweises bedurfte hätte, wohin hemmungsloser Pluralismus und Sozialromantik führten, hier war er erbracht. Und wenn Polizei und Behörde nicht mehr energisch durchgriffen aus Angst vor Liebesentzug durch die Bürger, konnte man dem Chaos gleich Tür und Tor öffnen.

Nun also würde das Gericht entscheiden und hoffentlich Tatsachen schaffen. Nach fünfeinhalb Jahren vergeblichen Gerangels blieb allerdings ein leiser Zweifel.

»Warum bist du so sicher, daß nichts mehr schiefgehen kann?« fragte der Kardinal.

»Na hör mal!« schnaufte er, und das schien ihm als Antwort zu genügen. – Was sollte auch schief gehen? Alle Kräfte und Gruppen der Stadt, denen das öffentliche Wohl am Herzen lag, zögen in dieser Sache am gleichen Strang, allen voran der Haus- und Grundbesitzerverein. Rechtsanwalt Sartori sei ein Meister aller Klassen. – Natürlich habe auch er selbst sich umgetan und »das Terrain« sondiert. In wichtigen Dingen dürfe man nichts dem Zufall überlassen. Er wolle hier nur soviel verraten: Der Amtsrichter und er seien zusammen Pfadfinder gewesen.

Der Kardinal schien beeindruckt. »Na schön. – Halte mich auf dem Laufenden!«

Er legte den Hörer auf und atmete kurz durch. Der Tag hielt doch mehr, als er zunächst versprochen hatte. Mindestens ein Dompropst der Katholischen Kirche war guter Dinge.

In den nächsten Minuten widmete er sich der Post. Alles war sorgfältig sortiert und in vornehme Mappen eingelegt. Frau Dütting, die im Vorzimmer den Schreibkram erledigte, hatte im Laufe der Jahre ein deutliches Gefühl für die Wichtigkeit jedes einzelnen Schriftstücks entwickelt. Sie konnte den Brief eines bischöflichen Sekretärs exakt von dem eines Domvikars unterscheiden, fühlte instinktiv, welche Bedeutung diesem oder jenem Briefkopf zukam und teilte ihn der entsprechenden Mappe zu. Der Kardinal konnte sich blind auf sie verlassen. So bekam mancher Artikel, mancher Brief und manche Aktennotiz

in seinem Unterbewußtsein genau das Gewicht, das ihnen Frau Dütting zugestand.

Heute war nichts Aufregendes darunter. Ein Abgeordneter des Bundestages lud ihn zu einem gemeinsamen Auftritt in seinen Wahlkreis ein. Das würde die Chancen der CDU bei den kommenden Wahlen erhöhen. Dr. Lurch hatte den Entwurf für eine Rede vor der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit geschickt. Lurch war verlässlich. Seine Texte mußte man nicht gegenlesen. Es war früh genug, ihren Inhalt beim Vortrag zu erfahren. Das ersparte es ihm, sie zweimal zu lesen. – Weihbischof Koller bat um das Imprimatur für einen Protest gegen den Pfarrer der evangelischen Luthergemeinde. Der hatte die unselige Angewohnheit, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens einzuladen, in seiner Kirche und unter dem Vorwand eines Gottesdienstes ein sogenanntes »Freies Wort« zu halten. Dabei kamen dann auch notorische Kritiker der Katholischen Kirche zu Wort, ein »Konfrontationskurs«, den Koller nicht hinnehmen wollte. Jedesmal war er entschlossen, »geeignete Schritte« zu unternehmen.

Der Kardinal war sehr einverstanden, trotzdem zögerte er, den Brief zu paraphieren. Ein solcher Schuß konnte leicht nach hinten losgehen. Koller war eine ehrliche Haut, aber mit den Untiefen der modernen Mediengesellschaft nicht vertraut. – Andererseits hatte der den Brief vermutlich längst abgeschickt. Gut so. Wenn die Sache schiefging, konnte man sich immer noch distanzieren.

Wieder klingelte das Telefon. Er hob ab, und Frau Dütting verband ihn mit Adelheid Gräfin von Blankenheim. Sie gehörte zum kleinen Kreis der Eingeweihten, die jederzeit Zugang hatten. Die Gräfin vertrat einen beträchtlichen Teil der konservativen Frauenschaft und tummelte sich in jedem Gremium, das sie erreichen konnte. Ihr Einfluß reichte tief in den oberen Bereich der Politik hinein. Sie war überaus nützlich, wo es galt, öffentlich den Standpunkt der Kirche in Sachen Empfängnisverhütung oder § 218 zu vertreten. Sieben wohlherzogene und studierte Kinder zeigten, daß es auch anders ging. Sie fehlte in keiner Podiumsdiskussion und lief besonders bei Katholikentagen zur Hochform auf. Ein Wink von ihr, und es wanderten die sprichwörtlichen »Waschkörbe« sorgenvoller Briefe nach Rom, die dem Papst ein schlüssiges Bild des deutschen Katho-

lizismus vermittelten. Der Kardinal empfand ihr gegenüber keine freundschaftlichen Gefühle, aber er ahnte, was es bedeutete, sie zum Gegner zu haben.

Jetzt unterrichtete sie ihn von einem Manöver, das sie als Mitglied des Rundfunkrates eingefädelt hatte. Es gehe darum, den Bereich der sogenannten »Verkündigungssendungen« auszuweiten. Gottesdienste, Morgenandachten und das »Wort zum Sonntag« reichten nicht mehr aus.

»Warum nicht?« fragte er leichtsinnigerweise.

»Die Leute merken es«, war die entwaffnende Antwort. »Sie merken sofort, daß ihnen ein Pfarrer oder Monsignore die christliche Botschaft verkündigen will. Sie spüren die Absicht und sind verstimmt. – Frontale Verkündigung ist out. Das funktioniert nicht mehr.«

»Ach ja?«

»Heute bedarf es subtilerer Methoden. Man muß die Leute dort abholen, wo sie sind, bei ihren Interessen und in ihrer Lebenssituation, und dann muß man sie führen, wohin sie nicht wollen, in die christliche Botschaft eben, zu den unverzichtbaren Elementen privater und öffentlicher Moral. Also muß es in Formen geschehen, die ihren Zweck nicht sofort verraten.«

»Ach ja?«

»Ein ›Wort zum Sonntag‹ ist viel wirkungsvoller, wenn es so tut, als sei es keines. Das meinen auch die Rundfunk- und Fernsehbeauftragten der Kirchen. Sie sind hochmotiviert, richtige Sendungen zu machen, Reportagen, Berichte vom Brennpunkt des Geschehens mit Interviews und rasanten Bildmontagen.«

»Ja aber«, unterbrach sie der Kardinal, »können die das denn, ich meine, wissen die, wie man sowas macht, richtige Fernsehsendungen?«

»Kein Problem. Das haben die schnell raus. – Neulich hat unser Gerhard beim Sommerfest der Schule ein Video gedreht. Toll, einfach toll! Man muß sie nur ranlassen, die jungen Talente. Das einzige, was ihnen fehlt, sind die Sendeplätze.«

»Und wie kriegen sie, die – die Sendeplätze?«

»Ganz einfach. Die müssen die Sender bereitstellen. – Das Geld natürlich auch und die Kamerateams usw.«

»Und – geht das so einfach?«

»Einfach nicht, aber mit etwas Druck könnten wir's schaffen. – Die Intendanten wissen genau, wie sehr sie die Kirchen brau-

chen. Wer sonst wäre denn noch bereit, sie im Kampf gegen die Kommerziellen zu unterstützen?»

»Interessant. Und wenn wir sie nicht mehr unterstützen, könnten die Kommerziellen das ganze Feld besetzen?«

»Richtig. Dann gäbe es nur noch sex und crime von morgens bis abends. – Wir müssen den Öffentlich-rechtlichen zeigen, daß wir zum äußersten entschlossen sind.«

Der Kardinal spürte ein leichtes Magendrücken, aber das konnte Hunger bedeuten.

»Wenn sie unsere Wünsche nach mehr Sendezeit nicht erfüllen, wären wir also bereit, ihnen unsere Unterstützung zu entziehen?«

»Richtig!«

»Auf die Gefahr, daß dann nur noch die Kommerziellen übrigbleiben mit nichts als sex und crime.«

»So ist es. Das haben sie sich dann selbst zuzuschreiben.«

»Ich verstehe. – Da kann ich also nur Erfolg wünschen – im Rundfunkrat.«

»Kein Problem, wenn die Bischöfe mitziehen. Ich empfehle Ihnen, das Thema auf die Tagesordnung der kommenden Vollversammlung zu setzen.«

Der Kardinal versprach, sich der Sache anzunehmen und wich ins Private aus. Mit Blick auf die Uhr vermied er es jedoch, sich nach den lieben Kinderchen zu erkundigen.

»Also dann.« sagte er und legte auf.

Die Unterschriftenmappe. – Sie enthielt kleinere Berichte, die er vom Amt für Seelsorge erbeten hatte, um sich ein Bild vom ländlichen Bereich der Diözese zu machen. Dorthin gedachte er demnächst eine Firmreise zu unternehmen.

Zuletzt stieß er auf die übliche bunte Sammlung von Lebenszeichen aus dem Kirchenvolk. Jemand empfand es als seine Pflicht, ihn darüber zu informieren, daß der neue Kaplan in seiner Gemeinde bei der Vorabendmesse die Wandlung vergessen habe. Ob die Messe nun gültig sei und er seiner Sonntagspflicht genügt habe, oder ob man den Kaplan nötigen könne, die fehlende Wandlung nachzuliefern. – Ein paar Leute beschwerten sich über eine Fernsehsendung, in der der Kirche verschwenderischer Umgang mit Steuergeldern vorgeworfen wurde. Er solle doch seinen Einfluß geltend machen und der antikirchlichen Journaille endlich einmal das Handwerk legen.

Zuletzt erklärte jemand auf vielen, eng beschriebenen Seiten seinen Kirchenaustritt. Es sei ihm gelungen, die Nichtexistenz Gottes unwiderlegbar zu beweisen. Er habe dem Allmächtigen zugesagt, einen Hauptgewinn im Lotto abzugsfrei an die Armen zu verteilen, wenn Er dafür Sorge, daß die richtigen Zahlen gezogen würden. Ein liebender Gott, der kompromißlos auf Seiten der Bedürftigen stehe, könne ein solches Angebot nicht ausschlagen, es sei denn, es gebe ihn nicht. – Nun sei alles klar. Die sechs Richtigen waren die falschen.

Seufzend schloß der Kardinal die Mappe. Für einem Moment erinnerte er sich der großen Stunde, da ihm der Papst auf den Stufen des Petersdoms und im Angesicht der Weltkirche die Würde und Bürde des hohen Amtes verliehen hatte. Die Bürde kannte er nun schon.

Apropos Rom. Er drückte auf die Taste der Sprechanlage.

»War aus Rom nichts in der Post?«

Frau Dütting schwieg vorwurfsvoll. »Aber ich bitte Sie, Herr Kardinal, das läge doch ganz oben in der Mappe.«

Er biß sich auf die Lippe. »Natürlich, liebe Frau Dütting, ich mein' ja auch nur. – Es müßte jeden Moment was kommen.«

Frau Dütting wunderte sich abermals. »Als ob nicht jeden Moment etwas aus Rom kommen konnte ...«

Um elf kam erst einmal Beierlein.

Justus Beierlein war der Leiter des Presseamtes, und es war die Stunde des täglichen Rappports. Der offene Umgang mit Informationen war bekanntlich keine Erfindung der katholischen Kirche. Wo der Glaube eine alles überragende Rolle spielte, war exaktes Wissen verdächtig. Es führte leicht in die Irre und war immer ein Umweg. Beierlein ging vorsichtig und sparsam damit um. Klare Antworten auf klare Fragen, Vermittlung von Gesprächspartnern usw. verstand er als persönliche Gunstbeweise, die sich die Journalisten erst verdienen mußten. Als Minimum an Gegenleistung erwartete er Wohlverhalten und kongruente Gesinnung. Wehe dem »Schreiberling« oder »Fernsehheini«, der sich einen Fehlgriff erlaubte oder den er auch nur mißverstand. Ihn ließ er am ausgestreckten Arm verhungern. – Allerdings waren die Angehörigen dieser Branche unverschämt genug, sich dann aus anderen Quellen zu nähren.

Aber auch Beierlein hatte eine Leidenschaft, die seine Lebensgeister erregte und seinen Verstand mit Forscherlust be-

schäftigte. Er führte ein Ringbuch, in dem er sorgfältig die Verfehlungen der Presse sammelte. Wann immer ein Kabarettist, ein Straßensänger, ein Autor oder Fernsehmacher über die Stränge schlug und religiöse oder gar kirchliche Dinge durch die spöttischen Zähne zog, erwachte in ihm das Wächteramt. Mit heiligem Eifer trug er zusammen, dokumentierte und kommentierte. Kein Schnipsel war ihm zu klein, keine Albernheit zu albern; alles war würdig, Objekt seiner Buchhaltung zu werden. Unter seinen geschickten Händen verwandelte es sich in ein sorgsam datiertes, nummeriertes und exakt beschriebenes Dokument. Noch am Jüngsten Tag würde er dem Weltenrichter auf die Sprünge helfen können, sollte diesem das eine oder andere entfallen sein. Die ständige Übung schärfte seine Sinne. Er wurde Experte. Er empfahl sich als Referent für einschlägige Veranstaltungen. Bald mußte er dem Bösen und Abgründigen der säkularen Gesellschaft nicht mehr nachgehen. Es kam ihm entgegen. Er spürte es überall auf, witterte es im vorhinein und griff zielsicher zu.

»Brav!« sagte der Kardinal, wenn Beierlein die Ausbeute der vergangenen Woche ausbreitete. Wenigstens ein Sektor der diözesanen Verwaltung schien zu funktionieren und lag in guten Händen.

Heute beherrschte ein spezielles Thema seine kleine Pressechau. Viele Blätter beschäftigten sich mit der Entlassung jenes Pfarrers Hausner von der St. Kiliangemeinde in L. Protestkundgebungen standen bevor. Der Kardinal stieß scharfe Luft durch die Zähne. Das Stichwort »Hausner« rührte an seine Galle. Es war unglaublich. Landauf landab wurden Leute entlassen, wenn sie aus dem Ruder liefen. Jede Firma, jeder Betrieb, jede Behörde, die auf sich hielt, trennte sich von einem Mitarbeiter, wenn dieser den Standard nicht mehr erfüllte, sich als illoyal erwies oder gar Schaden stiftete. Es war ein Akt der Notwehr des Betriebes und der Barmherzigkeit mit den anderen, den pflichtbewußten Mitarbeitern. – Warum sollte die Kirche nicht das gleiche Recht haben? Warum sollte sie als einzige ihre abgestorbenen Glieder mitschleppen, wo doch schon der Herr angekündigt hatte, die toten Zweige des Weinstocks ins Feuer zu werfen?

Mit halb geschlossenen Lidern hörte er zu. Beierlein charakterisierte einen Artikel nach dem anderen, zitierte zuweilen einen Kernsatz und hielt auch nicht mit eigenen Kommentaren

zurück. – Da hob also die linke Schickeria wieder einmal ihr Haupt, um im Walde zu pfeifen und sich Mut zu machen. Es hatte fast etwas Rührendes. Ein läppischer Anlaß, und sie hüpfen aufgeregt umeinander. Ein atheistischer Pfarrer! Das war die Sensation. Der sprach ihnen aus dem Herzen. Die vielen anderen, die treu und gut ihren Dienst versahen, hatten sie noch nicht entdeckt.

»Kläffer!« dachte er verächtlich. Warum ließen sie die Kirche nicht einfach in Ruhe, wenn sie ihr schon nur Schlechtes zutrauten? Die Braut Christi war nun mal kein »runder Tisch«, kein demokratischer Brei, in dem Millionen Köche rühren durften. Und die Kathedra war kein Schaukelstuhl. In dieser Diözese hatte er die Verantwortung, also traf auch er die Entscheidungen.

Beierlein beendete seinen Vortrag, indem er zwischen zwei Fingerspitzen einen »Offenen Brief« der katholischen Studentengemeinde hielt. »Wollen Sie das lesen?« fragte er mit Ekel in der Stimme. Der Kardinal schüttelte den Kopf. Erleichtert zerriß der andere den Wisch und warf ihn in den Papierkorb. – Als kluger Diener seines Herrn hatte er jedoch einen angenehmen Nachtschisch aufbewahrt. Es fehlte nicht an Briefen, die ihm zu seiner mutigen Entscheidung gratulierten und ihn als einsamen Felsen inmitten eines aufgewühlten Meeres deuteten.

Einen Moment lang spürte er nun doch die Versuchung, einen kernigen Gegner interessanter zu finden als derlei Ergebnheitsadressen, aber er unterdrückte diese Regung. Es gab zu wenig Ergebene. Man konnte auf keinen verzichten. Wer für ihn war, war wenigstens nicht gegen ihn.

»Und nun, lieber Beierlein«, sagte er, »wollen wir diesen Hausner ganz schnell vergessen.«

Der nickte eifrig, als hätte er längst damit begonnen und sei spätestens bis zum Abend damit fertig.

Anna Xaveria hatte gut gekocht, und er hatte Appetit, unglaublich, wenn er an den Morgen zurückdachte. Eigentlich hatte er nie wieder etwas essen wollen, und nun interessierte er sich schon wieder für Kohlrouladen. So war das mit den guten Vorsätzen der Sünder.

Faßbinder leistete ihm Gesellschaft. Der junge Mann aß mit kleinen, genau dosierten Bewegungen. Dann und wann berichtete er von Kenntnissen, die er im Laufe des Vormittags ge-

wonnen hatte oder erinnerte an die Termine des Nachmittags. Zum Nachtschiff gab es Weincreme mit Kiwi-Scheibchen. Zwischen zwei Bissen hielt der Kardinal inne und blickte seinen Sekretär ungeschützt an.

»Sagen Sie mal, Faßbinder, ist das eigentlich sinnvoll, was wir da tun?« – Der andere hob fragend die Augenbrauen.

»Man muß doch essen ...«

»Ich meine unsere Arbeit. Was wir von morgens bis abends machen.«

»Ob das sinnvoll ist?« Die Frage erschien ihm völlig abwegig. Jeden Morgen war es beim Erwachen sein erstes Glücksgefühl, in der Nähe dieses bedeutenden Kirchenmannes zu dienen. Er fühlte sich privilegiert und beneidet. Nichts konnte auf dem Wege nach oben förderlicher sein. Und nun diese Frage! – War das eine Falle oder eine Prüfung? Geistesgegenwärtig holte er aus und hielt einen geschmeidigen Vortrag über das schlingernde Schiff der Kirche, das der starken Hand des Steuermanns bedürfe, über die Hoffnung der vielen, die in den Wirrnissen der Zeit angewiesen seien auf den Weitblick des Kapitäns, der das Wetter deuten könne und den Leuchtturm nicht aus den Augen verlieren dürfe. Kein Schiff könne schließlich an sich selbst ankern. Es brauche den festen Grund, vor allem in so stürmischen Zeiten. Er schwärmte von den unzähligen Handgriffen, die an Bord nötig seien, und oft trügen gerade die unscheinbaren dazu bei, daß die Reise gelinge. – Das Ganze untermauerte er mit theologischen Gewisheiten, verwies auf die apostolische Macht und Tradition der Apostel, die sich in den Bischöfen manifestiere, um so der Binde- und Lösegewalt der Kirche Gegenwart zu verschaffen. Zuletzt verstieg er sich zu der kühnen Behauptung, der Inhaber des Amtes könne wechseln und sei zuweilen ein schwacher Mensch, das Amt jedoch sei unantastbar und trage seinen Sinn in sich selbst.

Er sprach ohne Pause und kam fast ein wenig außer Atem. Der Kardinal hörte geduldig zu. Dann reinigte er sich mit der Serviette die Mundwinkel und faltete das Tuch.

»Gut, Faßbinder. Sie haben das Zeug zum Domprediger. – Was liegt an?«

Der »Domprediger« verwandelte sich sofort wieder in den Sekretär. »Hintergrundgespräch mit der Gesellschaft katholischer Publizisten im Presseclub. Der Wagen wartet im Innenhof.«

Auf dem Weg dorthin quengelte Faßbinders Handy. Domprediger Klasing meldete sich mit Neuigkeiten von der »Pinwand«-Front.

»Alles in Butter! – Hermann Walther ist erledigt. Das Gericht hat eindeutig entschieden: Das Ding muß weg.«

»Gratuliere! – Und wann wird geräumt?«

Klasing räusperte sich. »Das ist der Haken an der Sache. Die Verteidigung hat eine Frist herausgeschlagen. Drei Monate. – Aber dann ist es so weit. Dann gibt's kein Pardon mehr.«

»Und warum die Frist?«

»Der Richter meint, es könne inzwischen eine Art Kunstwerk geworden sein. Man müsse dem Penner eine Chance geben, sein ›Happening‹ zu verlagern, irgendwohin, an den Stadtrand zum Beispiel oder in ein Museum.«

»Aha. – Weißt du, wir werden demnächst die Kirche zum Kunstwerk erklären. Dann kann ihr nichts mehr passieren. – Fassen wir uns also in Geduld!«

Er gab dem Sekretär das Handy zurück. »Die Pfadfinder sind auch nicht mehr, was sie mal waren«, dachte er.

Das »Hintergrundgespräch« mit den katholischen Publizisten war nicht sehr ergiebig. Jede Seite erwartete von der anderen die interessantesten Neuigkeiten. Auch Beierlein hatte sich eingefunden. Die Runde bestand vorwiegend aus älteren Herren und wurde von Mal zu Mal kleiner. Die meisten waren längst pensioniert und schrieben nur noch für Blätter, die ihnen verpflichtet waren. Das Publizieren ging also zurück. Eines Tages würde man nur noch katholisch sein.

Einmal kam das Gespräch auf Hausner und die »schlechte Presse« der Bistumsleitung in dieser Angelegenheit. Noch bevor der Kardinal sich äußern konnte, griff Beierlein ein. Es sei das übliche »Getöse« einschlägiger Blätter, denen die Kirche immer nur dann wichtig werde, wenn man ihr an den Karren fahren könne. Der Fall Hausner unterliege eindeutig der Jurisdiktion des Bischofs. Man betrachte ihn als abgeschlossen.

»Ach ja?« fragte sich der alte Frobenius hörbar. Er hatte viele Jahre für KNA gearbeitet und schon manchen Fall für abgeschlossen gehalten. Beierlein streifte ihn mit einem Blick.

»Es könnte natürlich nicht schaden«, meinte er gedehnt, »wenn gewichtige Stimmen der seriösen Presse« – er blickte ge-

winnend in die Runde – »die Angelegenheit noch einmal korrekt darstellen und werten würden – abschließend sozusagen.«

Alle nickten vage. Schaden konnte es sicher nicht.

Während der Rückfahrt durch die Stadt fiel der Kardinal in einen kurzen Halbschlaf. Florian steuerte die geräumige Limousine souverän durch die Fährnisse des beginnenden Abendverkehrs. Die Geräusche drangen nur gedämpft herein. Sie verwoben sich zu einer weichen Wolke, die langsam zu kreisen begann. Ein nahes Hupen weckte ihn. Er blinzelte in die Lichter. Der Mercedes stand vor einer roten Fußgängerampel. Zwei dicht gedrängte Menschenlawinen rollten auf einander zu, durchdrangen sich und kämpften sich zur anderen Straßenseite vor. Im Scheinwerferlicht des Wagens tauchten sie nur kurz und flüchtig auf. Man sah Gesichter, Hände, Einkaufstaschen. Der Kardinal beobachtete sie wie aus dem Hinterhalt. Das waren sie also, dachte er, rannten durcheinander und suchten das kleine Glück. Für etwas Kino, Stammtisch oder Sechs Richtige piffen sie auf ihre unsterbliche Seele. Verloren, dachte er, gewogen und für zu leicht befunden. Zweitausend Jahre »Frohe Botschaft« spurlos und wirkungslos. Er selbst hatte nichts erreicht.

»Wo ist eigentlich Bruno?« fragte er sich plötzlich. Immer, wenn ihm der Alltag den Horizont trübte, fiel ihm Bruno ein. Der Domvikar machte sich rar in letzter Zeit. Bruno war seine Hoffnung, ein Wink von ganz oben. Jungpriester wie aus dem Bilderbuch: dynamisch, offen, durchtrainiert und fromm. Er trug das Himmelszeichen der Glückskinder auf der Stirn. Er konnte beten wie ein Trompetenstoß und verwandelte mürri-sche Seminaristen in glühende Charismatiker.

Wo war Bruno? – Seit mindesten drei Tagen hatte er sich nicht mehr gemeldet. Das war ungewöhnlich. »Vielleicht macht er Exerzitien«, dachte er und lehnte sich wieder zurück. Florian lenkte die Limousine in den Innenhof des bischöflichen Palastes.

Anna Xaveria wartete schon mit dem Abendessen. Er ließ sie tollkühn warten und las schnell ein paar Seiten im Stunden-gebet der Kirche. Der Psalmist beschwor das idyllische Bild vom guten Hirten, der ihn auf grüne Weide führen und mit den Wassern des Lebens laben werde. Der Kardinal war nicht

sicher, persönlich gemeint zu sein. Grüne Weiden und Wasser des Lebens spielten in seinem Tagesablauf keine Rolle.

Der Tag war restlos ausgefüllt, aber schon konnte er sich an nichts mehr erinnern. Die schöne Metapher von der Arbeit im Weinberg Gottes, die etwas hatte von Sonnenbrand, Erdgeruch und rechtschaffener Erschöpfung, war auf die Leitung einer modernen Diözese nicht mehr anwendbar. Das Leben schrumpfte zum »Pensum«, das es abzuarbeiten galt. Und immer war da das unangenehme Gefühl, einen wichtigen Termin versäumt zu haben.

»Unsinn!« dachte er, »auf Faßbinder ist Verlaß.«

Die Dreifaltigkeitskirche

im Süden der Bischofsstadt hatte allen Grund, sich wichtig zu fühlen. Schon eine halbe Stunde vor Beginn der Veranstaltung war jeder Platz besetzt, und draußen wuchs noch immer die Schlange derer, die Einlaß begehrten. Der Bau hatte die Form einer schlichten Halle, es gab keine Nischen, Pfeiler oder sonstige frommen Umständlichkeiten, und so eignete er sich nicht nur für Gottesdienste, sondern auch für Konzert- und Diskussionsveranstaltungen. Hausherr war die Evangelische Kirche, aber die Gemeinde war klein. Ringsum hielt sich alle Welt für katholisch, ohne die Probe aufs Exempel zu wagen. Das Viertel war fest in der Hand großer Banken, Kaufhäuser und Behörden, und so hatte die Wohnbevölkerung längst das Weite gesucht. Tagsüber durchquerten Passanten die Kirche, um ihren Weg abzukürzen, oder sie verweilten ein paar Minuten im Halbschatten der Empore, um sich einem autogenen Training hinzugeben. Gelegentlich klopfte ein Obdachloser an die Tür des Pfarrbüros und bat um einen Euro oder ein Butterbrot – nein, lieber doch einen Euro. Abends und nachts waren die Banken und Behörden unter sich. Da beide christlichen Konfessionen an Auszehrung litten, war es ohnehin nicht mehr taktvoll, von katholischer »Übermacht« zu sprechen. Man rückte zusammen, wo es ging, und es ging häufiger, als noch vor kurzem denkbar.

So auch an diesem Abend.

Seitdem der Kardinal streng alles Weltliche aus den sakralen Räumen verbannt hatte, wodurch leider auch Sakrales aus der Welt verschwand, fanden hier katholische Veranstaltungen das freundliche Asyl der evangelischen Glaubensbrüder.

Publik Forum und »Kirche von unten« hatten eingeladen, mit örtlicher Unterstützung des sogenannten »Netzwerks« katholischer Priester, Theologen und Laien. Überall in der Stadt hingen Plakate. Auf Handzetteln und Flugblättern war es zu lesen: »Hausner« stand dort in großen Lettern, als sei damit schon alles gesagt. »Solidarität für den Pfarrer von St. Kilian«.

Man wolle diskutieren und protestieren, gegen die »rücksichtslose Durchsetzung des amtskirchlichen Machtanspruchs«, gegen die »Unterdrückung kritischer Stimmen« in der Kirche, »das Maß sei voll«, jetzt gelte es »Flagge zu zeigen« und den Amtsträgern »ins Angesicht zu widerstehen«.

So starker Worte hätte es vermutlich nicht bedurft, um der Veranstaltung öffentliches Interesse zu sichern. Die Amtsenthebung jenes merkwürdigen Pfarrers Wilhelm Hausner hatte sich in der gesamten Republik herumgesprochen. Zwar hatte jeder damit gerechnet, denn niemand konnte sich eine Kirche vorstellen, die sich auf Dauer einen »gottlosen« Pfarrer leisten würde, aber umso heftiger waren die Reaktionen, als das Erwartete tatsächlich geschah.

Nicht nur für progressive Katholiken, auch für Atheisten und Ausgetretene war Hausner auf geheimnisvolle Weise ein »Mann der Kirche« geworden. Er, der seit jenem denkwürdigen Ostersonntag konsequent die Existenz Gottes leugnete und auf Betreiben seiner Gemeinde wider alle Logik Pfarrer in St. Kilian geblieben war, er war zum Stein des Anstoßes geworden. Die einen sahen in den Ereignissen ein frisches, chaotisches Christsein inmitten des fossilen Christentums, die anderen einen Skandal, der die Kirche der Endzeit näher brachte. Eines war nicht zu leugnen: An Hausner lehnten sich Menschen an, die der Kirche längst den Rücken zugekehrt hatten. Er verkörperte ihre fortdauernde Sehnsucht, wenigstens irdisch Verbindung zu halten. Eine Kirche, die ihre Türen offenhielt und angstfreien Zu- und Abgang erlaubte, war etwas grundlegend Neues. Ihr konnte man sich auf kuriose Weise zugehörig fühlen, auch wenn die eigenen Kräfte nicht mehr ausreichten, die innere Kultgemeinde mitzutragen.

Nun jedoch war wieder alles beim Alten. Man hatte sich getäuscht, oder man hatte sich eben nicht getäuscht. Die Katholische Kirche war doch nur der »eingetragene Traditionsverein zur Pflege religiöser Gefühle«, der sich mit Beitragszahlung und Leistungsangebot, mit Satzung und Vorstand kaum von anderen Vereinen unterschied. Auch dort achtete man auf das Wohlverhalten der Mitglieder. Wer sich nicht an die Satzung hielt, mußte gehen.

Gegen zwanzig Uhr war die Statik der Dreifaltigkeitskirche ernsthaft gefährdet. Der Raum schwirrte von Stimmen. Auch in

den Gängen stauten sich erregte Zuhörer. – Man kannte sich, man mochte sich. Man hatte jenes Buch gelesen oder diesen Vortrag gehört und wußte aus berufenem Munde, daß Rom ein neues Lehrschreiben vorbereitete, das nun wirklich nicht mehr tolerabel sei. Da tauchte im Mittelgang auch schon der alte Kruse auf und trug erhobenen Hauptes sein Plakat durch die Menge. »Jesus lebt!« stand darauf. Die Leute nickten ihm freundlich zu. Wo immer religiöse Ansammlungen entstanden, war Kruse zur Stelle. Als begeisterter Apokalyptiker vermutete er in jeder Kundgebung den Anfang vom Ende und schritt starren Blicks dem Ziel seiner Prophezeiung entgegen.

Dr. Joachim Eickel blickte auf seine Uhr. Es war Zeit anzufangen. Er hatte einige Mühe, sich Gehör zu verschaffen. Dann begrüßte er die Anwesenden und zeigte sich »nicht überrascht«, daß so viele die Gelegenheit ergriffen hatten, »Haltung und Flagge« zu zeigen. Unnötigerweise referierte er noch einmal die Vorgeschichte. Er sprach von jenem braven Seelsorger der St. Kiliansgemeinde, der mitten im Osterhochamt seinen Glauben verloren hatte. Der eigentlich unscheinbare Vorfall habe sich rasch zum Fanal ausgeweitet, was kaum an Hausners Person gelegen habe, denn er sei ein unauffälliger und durchaus kompromißbereiter Mensch. Woran es wirklich lag, wolle er hier und jetzt nicht ausbreiten. Das könne man in seinem Buch nachlesen, das demnächst erscheinen werde, zum Preis von 15 Euro. – Einen Moment blickte er abwesend in die Menge, als habe er den Faden verloren. Dann gaben ihm seine Notizen neuen Halt. Nur soviel vorab: Der Fall Hausner rühre an die dumpfen und dunklen Befindlichkeiten der Katholischen Kirche. In deren langem und langweiligem Abschied aus dem Interesse der Öffentlichkeit habe sich hier noch einmal ein sozio-religiöses »event« ergeben, dem der »Apparat« nicht gewachsen sei.

Es folgten weitere Grußadressen der Mitveranstalter. Man verwies auf den Schriftenstand im Hintergrund der Kirche, »Publik Forum« werde sich noch einmal in einem Sonderdruck mit der Affäre beschäftigen, und auch die »Kirche von unten« zeigte sich entschlossen, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen.

Dann übergab Eickel das Wort an Prof. Eberhard Dreiermann. Der weitbekannte Theologe durfte nicht fehlen, wenn es darum

ging, der fossilen Amtskirche fossiles Verhalten zu bescheinigen. Er selbst hatte sich vor Jahren mit scharfsichtigen Analysen über die neurotisierende Wirkung des Zölibats zu weit vorgewagt. Man hatte ihm – in neurotischem Übereifer – die Lehrerlaubnis entzogen und verboten, sein Priesteramt auszuüben, worauf sich sofort eine riesige Hörer- und Lesergemeinde bildete, die ihn schon bald zu ihrem Hohenpriester erkor.

Dreiermann holte weit aus und unternahm es, den Fall »Hausner« tiefenpsychologisch aufzurollen. Schon die Gebrüder Grimm seien dem Problem auf der Spur gewesen. Hausner sei einer der vielen, die in Märchen und Mythen »ausziehen, um das Fürchten zu lernen«. Hier handle es sich um eine Metapher, mit der junge Kulturen den Vater-Sohn-Konflikt »sublimierten«. Die Kirche verhalte sich wie ein Vater, der das Erwachsenwerden seines Sohnes nicht verkrafte und deshalb die »Regression« in die eigene Kindheit erleide, was man im allgemeinen Sprachgebrauch als »kindisch« empfinde. Das Problem verschärfe sich durch die Unterdrückung des weiblichen Elements, das auf diese Weise gehindert werde, eine kompensatorische Wirkung zu entfalten.

Die Menge hörte ergriffen zu. Dreiermann sprach durchaus präzise über den wolkigen Gegenstand, aber seiner Stimme eignete eine gewisse Musikalität, die von den einen als einschläfernd, von anderen als hypnotisierend empfunden wurde. Sie verlieh seinen Äußerungen eine Art liturgisches Gewicht. Es wurzelte in den legendären Zeiten, da priesterliches Sprechen immer Deutung des göttlichen Willens und nur als Singen zu verkraften war.

Nun folgte die allgemeine Aussprache. Im Saal waren Mikrofone verteilt, an denen sich sofort Schlangen bildeten. Es hagelte Ein- und Auslassungen. Als die kirchenpolitische Sprecherin der Grünen das Mikrofon eroberte und in einem temperamentvollen Rundumschlag die Sexualmoral des Papstes, das Frauenpriestertum und die Geschiedenenpastoral thematisierte, kam Stimmung auf. Immer seltener war von Hausner die Rede. Stattdessen nutzte man dankbar die Gelegenheit, mitzuteilen, was man schon immer einmal hatte mitteilen wollen. Die Debatte uferte aus. Ein Vertreter der Friedensbewegung wandte sich gegen die Ost-Erweiterung der NATO. Eine prominente Frauenrechtlerin forderte ihre Geschlechtsgenossinnen

auf, schlagartig sämtliche Ehrenämter in der Kirche nieder- und sogar den Putzlappen aus der Hand zu legen. Ein betagter Historiker wies nach, daß die apostolische Sukzession der Bischöfe reine Fiktion sei, da es heute viel mehr Bischöfe als damals Apostel gebe. Mit wachsendem Aufwand versuchte Dr. Eickel, Stichworte zu bündeln und einen roten Faden zu suggerieren. Gerade arbeitete sich der alte Kruse wieder mit seinem Plakat nach vorn. »Jesus lebt!« stand dort wie ein Ruf aus einer anderen Welt. Da gab es Eickel auf und machte ein unglückliches Gesicht.

Zum Glück drängte nun eine Gruppe »Kirche von unten« nach oben auf das Podium. Ihr Sprecher redete heftig auf den Moderator des Abends ein und überreichte ihm ein Papier. Eickel bat den Saal um Aufmerksamkeit für eine Resolution. Sofort erstarben die Gespräche, die sich an verschiedenen Stellen verselbständigt hatten. Der Text war offenbar seit längerem vorbereitet, denn er rückte den Fall Hausner wieder ins Blickfeld. Man forderte die Leitung der Diözese auf, die Entscheidung zu revidieren und den Pfarrer an seinen angestammten Platz zurückzusetzen. Da sich niemand zur Gegenrede bereitfand, schritt Eickel zur Abstimmung. Die Resolution wurde angenommen, einstimmig. Nur der alte Kruse hatte keine Hand frei. So blieb seine Haltung im Ungewissen.

In einem anderen Teil der Stadt ...

sorgfältig getarnt durch das Äußere einer wilhelminischen Mietskaserne, trafen sich etwa zur gleichen Zeit die ortsansässigen Mitglieder des Opus Dei. Ihr Versammlungsraum war nüchtern wie die Zelle eines Trappisten. Einzig ein Kruzifix schmückte die Wand. Schweigend waren sie gekommen. Schweigend saßen sie nun im Kreis, aufrecht und ein wenig angestrengt, denn jeder achtete sorgsam darauf, sich nicht anzulehnen. Das gehörte zu den kleinen Gemeinheiten, mit denen sie versuchten, ihren sündigen Leib »abzutöten«. Der wehrte sich und war immer wieder auf Bequemlichkeit aus. Einmal hatte jemand vorgeschlagen, statt der Stühle Hocker zu benutzen, um der Versuchung gar nicht erst Vorschub zu leisten. Das hatte der geistliche Beirat jedoch abgelehnt. Nur wer sich immer aufs Neue bemühe, den Alltag zu heiligen, könne hoffen, daß ihm eines Tages das Heilige alltäglich werde.

Nach gemeinsamem Gebet las der geistliche Beirat ein Kapitel aus der Vita des José Maria de Escrivar. Erst kürzlich hatte der Papst den Gründer des Opus Dei heiliggesprochen, und sie alle waren zutiefst überzeugt, daß er es ihrem inbrünstigen Gebet zu danken hatte. Sie erfuhren, daß Gott schon dem kleinen José die Auserwähltheit zuerkannte, indem er dessen ältere Schwestern durch eine Krankheit dahingerafft, ihn aber nach einem Bittgang der Mutter zum nächstgelegenen Wallfahrtsort verschont hatte. Ergriffen lauschten die Zuhörer und suchten in der eigenen Kindheit nach vergleichbaren Vorzeichen. Dabei schienen sie froh, daß man mit einem Bittgang zu Gnadenbildern und heiligen Orten der göttlichen Mordlust Einhalt gebieten konnte.

Der geistliche Beirat schloß das Buch und wechselte das Thema. Der angekündigte Vortrag von Pater Rufinus über »Maria als Gottesmutter und Miterlöserin« werde zu einem späteren Zeitpunkt stattfinden. Heute wolle man sich mit dem hochwürdigsten Herrn Kardinal solidarisieren, der in der An-

gelegenheit des unseligen Pfarrers Hausner eine weise Entscheidung getroffen habe.

Alle nickten eifrig. Die Vorgänge von St. Kilian waren ihnen nicht entgangen. Das schändliche Treiben des abtrünnigen Pfarrers und seiner verluderten Komplizen war ihnen ein Beweis für die leibhaftige Anwesenheit des Leibhaftigen. Zwar wußten sie längst, wie schlimm es mit Teilen der Kirche stand – daß es jedoch so schlimm stand, hatten sie in ihren kühnsten Alpträumen nicht angenommen. Wer konnte da noch zweifeln, daß Dämonen den Alltag durchdrangen und der Antichrist seine Vorboten ausgesandt hatte, um inmitten der Kirche einen Brückenkopf nach dem anderen zu besetzen.

»Wir wollen dem Herrn danken«, rief einer, »daß er dem häretischen Treiben ein Ende gesetzt hat«. – Alle falteten die Hände und hoben den Blick zur Rauhfaser tapete der Zimmerdecke. – »Herr!« fuhr er fort und riß die Geister der Anwesenden mit dem Aufwind seines Atems empor. »Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Du hast gesagt ›Wer nicht für mich ist, ist wider mich.‹ Furchtbares geschah und geschieht. Deine Kirche, deine Braut, wird verspottet und entehrt. Lästerungen beflecken ihr Gewand, und falsche Propheten dringen in sie ein und schänden ihren heiligen Leib.«

Zwei Alumnen rissen erschrocken die Augen auf. Das Bild, das vor ihrem inneren Auge entstand, würde sie einiges an Kasteiungen und Gebetsübungen kosten.

»Aber du Herr läßt uns nicht allein. Du hast uns Zeugen des Glaubens geschickt, so auch den heiligen José Escrivar. Seinen Weg wollen wir gehen, denn er führt geradewegs zu dir. Wir danken dir, daß du uns die Augen geöffnet hast, wenigstens uns, und daß wir Licht sein dürfen, Licht für die, die da im Dunkeln wandeln.«

Die anschließende Aussprache kam nicht so recht vom Fleck. Der Start auf so hohem Niveau ließ auch hochgemute Beiträge als minderwertig erscheinen, und da man sich immer einig war und niemand die Rolle des advocatus diaboli übernehmen wollte, fehlte auch die Würze einer netten kleinen Kontroverse. Das Äußerste wäre kontroverses Schweigen gewesen.

Reihum zeigte sich jeder des Lobes voll für das beherzte Eingreifen des hochwürdigsten Herrn Kardinal. Mehrere schlugen vor, ihm und am besten gleich auch dem Papst einen

Treueschwur zu senden. Ein junger Mann hob schließlich den Finger. Er habe eine Mitteilung von großem Gewicht. Er sei überzeugt, daß der glückliche Ausgang des Skandalons dem unmittelbaren Eingreifen der Heiligsten Jungfrau Maria zu danken sei. Diese habe er noch drei Tage zuvor um ihren Beistand angerufen.

»Merkwürdig«, fiel ihm sein Nachbar ins Wort, »ich habe mich zum gleichen Zeitpunkt mit einem Stoßgebet an den heiligen José Maria gewandt. »Mit einem Wort, liebe Freunde, wir haben nichts Geringeres erlebt als eine weitere Gebetserhöhung.«

So leicht ließ sich der andere nicht ins Abseits stellen. Er konnte sich genau der Worte erinnern, die er gesprochen hatte, und trug sie noch einmal vor. Nichts gegen Don Escrivar, aber in diesem Fall sei er überzeugt, daß die Lösung des Problems »Hausner« der Gottesmutter zu danken sei. Er könne sich auch nicht denken, daß sie eine so wichtige Angelegenheit einem anderen überließe, der zwar ihr glühender Verehrer, aber doch gerade erst heilig gesprochen worden sei.

»Vielleicht hat sie's ihm überlassen, damit die Heiligkeit des seligen Don José vor der Welt einmal mehr strahlend sichtbar wird!« konterte sein Gegner. »Sie hat es doch wahrlich nicht mehr nötig ...«

Der geistliche Beirat räusperte sich. Er hielt es für angebracht, den frommen Wettstreit zu beenden, bevor größerer Schaden für den inneren Frieden der Gemeinschaft entstand. »Vielleicht ist es beiden zu danken«, schlug er vor.

»Wie, beiden?« Die Kontrahenten starrten ihn an.

»Es könnte doch sein, daß sie in einer so schwierigen Sache zusammenwirkten, der eine, um unserem verehrten Herrn Kardinal weitere Unbill zu ersparen, und die Gottesmutter, um die Verwirrung der Gläubigen zu beenden.«

Beide schwiegen und dachten angestrengt nach. »Die Wege des Himmels sind nicht unsere Wege«, fügte der Geistliche hinzu. »Und hüten wir uns vor der Sünde der Hoffart.«

Die beiden Gottesstreiter seufzten. Sie selbst aufopfernd gaben sie nach. Es brachte sie der ewigen Seligkeit ein Stück näher. »Mich ein größeres«, mochte jeder für sich denken, denn es war ein süßes Gefühl, tugendhafter zu sein als der andere.

Am gleichen Abend

saßen einige Mitglieder des Pfarrgemeinderates von St. Kilian im Souterrain des Pfarrzentrums. Hier befand sich die »Kiliansklausen«, ein behaglich eingerichteter Raum mit robusten Tischen und Stühlen und einer langen Theke, wo Hausmeister »Manni« seinen Nebenberuf als Barkeeper ausübte. An der Wand hing ein bleiverglastes Fenster mit dem Bild des Pfarrpatrons. Es verlieh dieser – sagen wir's ruhig – »Kellerkneipe« ein katholisches Flair, was der feuchtfrohen Stimmung nur selten Abbruch tat.

Es war ein beliebter Ort. Hier endeten die Sitzungen des Kirchenvorstands und der Ausschüsse. Manche nahm erst hier einen nachträglich glücklichen Verlauf. Hier ölte der Kirchenchor nach der Probe die aufgerauhten Kehlen. An der Dart-Scheibe im Hintergrund führten Jugendliche ganze Turniere durch und heckten ihre nächsten Streiche aus. Nebenan bot eine Kegelbahn Raum für lautstarke Geselligkeit. Wer Sorgen hatte, kam, um sich im Gespräch mit dem Thekennachbarn zu erleichtern. Wer keine Sorgen hatte, kam auch. Hausmeister »Manni« achtete darauf, daß der Alkoholkonsum das gebotene Maß nicht überstieg. Bei Bedarf konnte er aus Tiefkühltruhe und Mikrowelle sogar einen bescheidenen Imbiß liefern. Drei Varianten standen auf dem Speisezettel: Schlachtplatten aus Frikadelle, Würstchen und Räucherspeck. Sie hießen Kilian, Kolonan und Tottnan und erinnerten an den Märtyrertod des Frankenapostels und seiner beiden Gefährten.

Jetzt war es schon spät. Die PGR-Mitglieder waren die einzigen Gäste. Sie hatten sich nicht verabredet. Nacheinander waren sie aufgetaucht, wollten eigentlich »nur mal reinschauen« und waren hängengeblieben. Offenbar war ihnen daheim die Decke auf den Kopf gefallen, aber auch hier wollte das Gespräch nicht so recht in Gang kommen. Wenn einer das Wort ergriff, klang es dumpf wie ein falsch gepolter Lautsprecher. So ließ er es bald wieder fallen.

Bei allem Respekt: Es war wie damals im Saale zu Jerusalem. Der Meister hatte das nahe Gottesreich verkündet. Er hatte sie zu begeisterten Trägern einer Hoffnung gemacht. Fest hatten sie daran geglaubt, in Kürze mit ihm zusammen im Paradies zu sein, wo ihnen die besten Plätze reserviert waren. Doch dann war plötzlich alles anders. Er war den schimpflichen Tod eines Verbrechers gestorben. Er war davongegangen. Der Hirte hatte die Herde verlassen. Alle Hoffnung hatte getrogen; sie waren verloren und glaubten sich verraten. Und ringsum heulten die Wölfe.

So ähnlich fühlten auch sie sich, seitdem Pfarrer Hausner verschwunden war. Er hatte versucht, ihnen Mut zu machen. Beim letzten gemeinsamen Pfarrfest vor wenigen Wochen hatte er ihnen eingeredet, daß sie doch längst auf eigenen Füßen stünden und seiner nicht mehr bedurften, aber das war Theorie. Das hörte sich gut an, viel zu gut, um ins richtige Leben zu passen. Die Wahrheit war: Sie hatten ihn liebgewonnen und nun verloren. Jenseits aller öffentlichen Aufregung und abseits aller kirchenpolitischen Erwägungen war er ein guter Freund geworden. Ein spannendes Kapitel ihres persönlichen und gemeinsamen Lebens war mit seiner Person verbunden. Es hatte sie jung gemacht, mutig und verrückt. Keinen Finger mußte er rühren. Seine Anwesenheit genügte. Kleine Wunder waren geschehen, Ereignisse, die man sich und anderen erzählen konnte. Worte klangen neu, vertraute Fragen waren wieder rätselhaft, die Sinne waren offen und wach. Einen Frühling hatten sie erlebt, in einem Winkel der uralten verstaubten und verschrobenen Rumpelkammer namens Katholische Kirche, einen Frühling, nicht milde und sonnig wie der Mai, sondern wild und stürmisch wie der April, und sie hatten gehofft, daß es ewig dauern möge.

Nun war er fort. Ein kalter Hauch hatte sie angeweht, und sie fühlten wieder ihre Sterblichkeit. Gewiß, man konnte zusammerrücken und sich die alten Geschichten erzählen. Man konnte darauf vertrauen, daß es schon irgendwie weitergehen würde, aber die junge Zeit der Entdeckungen schien vorbei.

Hubert Tresch seufzte vernehmlich, was Manni als Bestellung eines neuen Glases Bier interpretierte. Aber der Vorsitzende dachte nur sehnsüchtig an seinen Tagungskoffer, der ihm in schwierigen Situationen schon so oft gute Dienste geleistet hat-

te. Die farbigen Kärtchen, Stecknadeln und Filzstifte waren ihm vertraut. Damit konnte man jedes Problem quantifizieren und in überschaubare Teilbereiche zerlegen. »Wir könnten«, schlug er vor, »uns in Arbeitsgruppen aufteilen oder erst einmal ein Brainstorming – äh – machen.«

Er blickte flehend in die Runde, aber keines der Gesichter hellte sich auf. Hier wogte kein Sturm. – »Ich mein ja auch nur«, sagte er schütter und zog sich wieder zurück.

Bäckermeister Munte sah auf seine Fingernägel, unter denen sich noch die Mehlsuren des Tages befanden. »Wenn ihr mich fragt –« sagte er dumpf, »wir haben zu früh aufgegeben.«

Alle blickten ihn an.

»Ich sag's wie es ist. Wir haben das Feld geräumt, viel zu früh und ohne Not. Wir hatten gute Karten. Der Teig war richtig angesetzt, die Hefe war noch frisch. Wir hätten ihn nur kräftiger kneten müssen. – Die Presse war auf unserer Seite, dazu viele Pastöre und unzählige Leute in diesem Land. Wenn wir nur gewollt hätten! Auf die Pauke hätten wir hauen sollen, verdammt nochmal, Himmel und Erde in Bewegung setzen.«

»Auf die Pauke hauen? Was heißt das?« erkundigte sich Tresch.

»Ganz einfach: Einen Aufstand hätten wir lostreten können, einen Flächenbrand, eine Reformation, jawohl, einen netten kleinen christlichen Aufstand. Mit Sitzstreik und Lichterkette. Mit öffentlichen Diskussionen, Demos und Blockaden. Wofür haben wir unsere schönen alten Stadttore. Seit 300 Jahren stehen die offen, und jeder kann rein oder raus. Wir hätten sie mal wieder schließen können und den Unterhändlern des Kardinals ein Faß Jauche vor die Füße kippen.«

Er lachte wild. Frau Soestmeyer riß erschrocken die Augen auf.

»Aufstand?« stammelte sie. »Gegen den hochwürdigsten Herrn Kardinal?«

»Wir wären nicht die ersten«, sagte Zahnarzt Morsik, der sich in der Lokalgeschichte auskannte. »Dort drüben, hinter den Kastanien, steht die Ruine der Landesburg. Und wem gehörte sie im Mittelalter, die Burg?« – Bevor sich jemand irren konnte, gab er selbst die Antwort. »Dem Erzbischof gehörte sie. Und was hatte der hier draußen zu suchen? – Nichts, denn hier war nichts zu holen. Die Bauern waren arm, und sie hatten derbe Töchter. Nein. Vertrieben hatten sie ihn. Die Bürger der

Bischofsstadt hatten sich zusammengetan und ihn verjagt, mit Knüppeln und Stangen.«

»Toll!« rief Munte. Seine Augen leuchteten.

»Wollen Sie andeuten«, stammelte Frau Soestmeyer, »im Heiligen Mittelalter sei man so respektlos mit dem Erzbischof umgegangen?«

»Da hatte er sogar noch Glück«, fuhr Morsik fort. »Die Bürger ließen ihn wenigstens am Leben. Sobald er Ruhe gab, ließen sie auch ihn in Ruhe. Überall in der Gegend durfte er seine Schlösser und Burgen bauen.«

»Aber wozu all die vielen Burgen?« Frau Schubert, die hier die Senioren vertrat, dachte offensichtlich an ihre Rente. »Das kostet doch ein Heidengeld.«

»Sicher. Aber damals gab es eben Schlimmeres als einen Erzbischof, der Burgen baut. Manchmal war es schlimmer, wenn er keine baute und sich stattdessen um seine Diözese kümmerte.«

»Zu dumm, daß heute kein Bischof mehr Burgen baut«, seufzte Christoph Radner und starrte trübe in sein leeres Glas.

Frau Soestmeyer weigerte sich, solche Gedanken weiterzudenken. Sie ahnte dunkel, wohin das führen konnte. »Wir sind doch katholisch!« meinte sie unter Protest.

Erbarmungslos packte Munte zu. »Katholisch. Ja. Das ist es eben. Wir sind katholisch. Mit uns kann man machen, was man will. Wir halten die Klappe. So haben wir's doch gelernt in all den Jahrhunderten. Wegsehen. Kuschen. Demütig die Augen nieder. Der Papst und die Bischöfe werden's schon richten. Die da oben haben doch den Überblick. Wir sind nur die ›Laien‹, nett, fröhlich, aber auch irgendwie dämlich ...«

»Na, na, na!« dämpfte der Vorsitzende.

»Ich sag's, wie es ist!« beharrte der Bäckermeister. »Ein paar geweihte Anstoßnehmer und kirchenamtliche Sesselpuper haben unseren Pfarrer vertrieben, und wir haben es zugelassen.«

»Nun ja ...« Tresch wagte einen zweiten Versuch, aber Munte hatte noch mehr auf Lager.

»Und deshalb ist ja auch so wenig los in der Kirche. Nichts geht voran. Für manche ist Stehenbleiben schon ein Fortschritt. Aber so ist das eben.« Er holte tief Luft und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß nebenan ein Kegel fiel. »Aus einem grämlichen Arsch kommt kein fröhlicher Furz!«

»Oh!« Frau Soestmeyer war zu Tode erschrocken. Munte sah sie an. »Luther. Es ist ein Zitat von Luther.« Das war entschuldigend gemeint, es machte die Sache aber noch schlimmer. Die Soestmeyers hatten am großen Aufbruch in St. Kilian durchaus Anteil, und dazu gehörte, daß ihnen Martin Luther nicht mehr als der Erzketzer schlechthin erschien. Wer aber so unschöne Worte in den Mund nahm, konnte doch unmöglich im Stande der Gnade gewesen sein.

Radner spürte, daß die Sache auf ein Nebengleis geriet. »Luther hin oder her«, sagte er, »ich glaube, unser Freund Munte meint etwas Richtiges.«

»Es hilft nur nichts«, meinte Frau Altenhöfe. »Vorbei ist vorbei. Es ist passiert, und niemand kann es ungeschehen machen.

Jetzt räusperte sich Christa Glöckner. Für ihre Verhältnisse hatte sie ungewöhnlich lange geschwiegen, aber sie und ihr Mann litten unter Hausners Weggang wie Hunde, denen das Herrchen gestorben war. Vorbei die fröhlichen Abende im Pfarrgarten. Vorbei das muntere Aushandeln der nächsten Wallfahrt. Vorbei vor allem das kinderselige Keltern und Keltern in den Tiefen des Glöcknerschen Anwesens. Vor drei Tagen erst hatte Ernst beim Abendbrot in die düstere Stille hineingefragt: »Denkst du dasselbe wie ich?« – »Ja«, hatte Christa geantwortet.« – Langes Schweigen. Dann Ernst: »Wir müßten nur das Haus verkaufen ...«

Jetzt rückte Christa ihr Weinglas zur Seite und legte beide Hände flach auf den Tisch. Das war für gewöhnlich ein Signal, daß sie etwas Grundsätzliches zu sagen gedachte.

»Wir sitzen hier herum wie Kinder, die die Wirklichkeit nicht sehen wollen. Wir warten auf den Knall, der alles wieder in Ordnung bringt, und es ist schon viel, daß wir uns nicht auf den Boden werfen und schreien und strampeln.«

Die anderen blickten sich gegenseitig an. Sie hätten gern schon jetzt gewußt, worauf das hinauslief. Aber man mußte sich gedulden. Christa Glöckner stammte aus Bayern. Vielleicht hatten die kurvigen Wege ihrer Heimat auch die Pfade ihres Denkens geprägt.

»Aber manche Sachen will man auch nicht wahrhaben, weil sie vielleicht wirklich nicht wahr sind.«

Es wurde immer rätselhafter.

»Das Schlimmste sind die falschen Alternativen«, fuhr sie fort. »Man steht zu dicht davor. Man sieht nur diese und jene Möglichkeit und meint, man müsse sich entscheiden. – Muß man aber vielleicht gar nicht.«

Spielmann hob den Kopf. Er hatte sich bisher nicht an dem Gespräch beteiligt, sondern nur auf seinem Bierdeckel ein paar Notizen gemacht. Jetzt schien er gespannt zu sein, wohin Frau Glöckner steuern würde.

»Es ist wie mit manchen Vergleichen. Sie erscheinen besonders zutreffend, weil sie auf beiden Beinen hinken. Ich habe mal einen Bilderwitz gesehen. Da hockte ein Schiffbrüchiger auf seiner winzigen Insel, hockte da mit langem Bart und starrte offenbar seit Jahren trübe in die Ferne. Würde er nur einmal auf den Felsen klettern, der seine Insel nach hinten abschloß, sähe er gar nicht weit einen Badestrand voller Urlauber, mit Hotels, Strandkörben und Frittenbuden.«

Alle schmunzelten.

»Und so ähnlich hocken auch wir manchmal da und meinen, alles sei aus. Dabei starren wir nur in die falsche Richtung.«

»Und was ist die richtige?« fragte Dr. Morsik, dem die Sache zu weitschweifig wurde.

»Keine Ahnung«, gab Frau Glöckner zu, »aber ich habe da so eine Ahnung ...«

Ernst Glöckner seufzte tief. So kannte er seine Frau. Sie ließ sich jedoch nicht beirren. So kannte er sie auch.

»Damals, am Ostersonntag, als unser Pfarrer den Glauben verloren hatte, standen wir empört und verwirrt auf dem Kirchplatz. Ich weiß es noch wie heute. Die einen wollten nicht glauben, daß es endgültig war, und die anderen meinten, es wäre das Ende. Aber es war nicht das Ende. Es war nur ein Anfang, und was dann kam, waren immer neue Anfänge. Immer glaubte man, vor der Wand zu stehen, und dann ging es doch weiter, unerwartet und verrückt. Manchmal war es, als seien wir nicht die Schreiber der Geschichte, sondern nur die Leser.«

»Manni, ein Bier!« platzte Munters dröhnende Stimme in den schönen Exkurs. Er wußte, daß er um fünf aus den Federn mußte und war sehr dafür, die mühsame Selbstfindung der »Intellektuellen« abzukürzen. Der Hausmeister fuhr erschrocken auf und begann, eine ganze Runde zu zapfen.

Frau Glöckner ließ sich nicht einschüchtern.

»Vielleicht gibt es ihn wirklich, den Heiligen Geist«, sagte sie leise, »den sich die Alten nur als Wind oder Atem vorstellen konnten. Und der Wind ist das einzig wirklich Freie in jedem Land. Immer wenn wir meinen, nichts geht mehr, reibt er sich die Hände und sagt: ›Daraus kann ich was machen.‹ Und dann verändert sich die Welt. Nicht sofort. Zunächst verändert sich nur der Blick, mit dem wir sie sehen. Und dann geht alles wie von selbst.«

»Und hier hat sich einiges verändert«, bestätigte Frau Altenhöfe, die nur selten etwas bestätigte, was Christa Glöckner sagte. »Hier in St. Kilian war es fast wie der Beginn eines neuen Zeitalters.«

»Aber St. Kilian ist nicht die Welt«, meinte Tresch. »Und wir sind keine Insel.«

»Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt«, ergänzte Dr. Morsik aus dem reichen Schatz seiner Bildung.

»Und der ›böse Nachbar‹ ist dann wohl der Kardinal«, spötelte Ernst Glöckner.

Scheinbar hatte er unabsichtlich einen Treffer gelandet. Es wurde sehr still in der Runde. Vor dem inneren Auge jedes einzelnen tauchte die Gestalt des Kirchenfürsten auf, den sie kannten und doch nicht kannten. Vor vielen Jahren war er einmal kurz in ihrer Gemeinde gewesen, um einen neuen Altar zu weihen. Er weihte gern Altäre. Ansonsten war er für sie eine abstrakte Größe ohne greifbare Bedeutung und Kontur. Man brauchte ihn nicht. Er war ein Buchstabe in einer fremden Schrift, eines der vielen Sammelstücke aus der langen Geschichte der Kirche. Man ließ es gelten, aber es fiel nicht weiter auf. Einmal in jedem Vierteljahr holte er die große moralische Keule aus dem Schrank und ließ sie donnernd niederfallen auf die Verderbtheit der Zeit und ihrer Genossen. Auch das ging vorüber. Zur Firmung kamen Weihbischöfe. Sie zogen wie ein mittlerer Komet durch die Gemeinde und verschwanden bald wieder, ohne mehr zu hinterlassen als einen rasch vergehenden Schweif aus leutseligen Floskeln und fremdartigen Ermahnungen. Nie kam es zu einem echten Gespräch unter gleichgesinnten Menschen. Immer waren es »Begegnungen«, von langer Hand und heikel vorbereitet. Man begrüßte steif den »hohen«

Besuch, stellte Fragen, die nichts erfragten, ängstigte sich vor dem Unvorhersehbaren und packte »heiße Eisen« an. Aber das war nur Pose. Man verbrannte sich nicht einmal die Finger. Die Leute spürten schnell, daß der kirchliche »Handlungsreisende« nichts riskierte. Drahtlos war er mit der Stimme seines Herrn verbunden und hütete sich, dessen Erwartungen zu enttäuschen. Mit den Jahren war daraus eine fest gespeicherte Frequenz geworden, eine Art Autopilot, der immer für sichere Landung sorgte.

Auch in St. Kilian war das früher reibungslos abgelaufen. Einmal nur hatte es ein kleines Abenteuer gegeben, als der Sekretär des Weihbischofs in Vorbereitung der kommenden Firmung wissen ließ, seine Eminenz schätze es nicht, im Altarraum »weiblichen Meßdienern« zu begegnen. »Da kann ich ihm nicht helfen«, hatte Hausner gebrummt und die längst übliche Mischung von Buben und Mädchen zum Gottesdienst disponiert. Die Versuchung, diesmal ausschließlich Mädchen einzuteilen, hatte er immerhin niedergeschlagen. – Und siehe da, es ging. Es ging auch mit einem mißgelaunten Bischof und einem empörten Sekretär. Die Firmung war gültig.

Aber nun hatte der Kardinal unmittelbar in ihr Leben eingegriffen. Die abstrakte Größe hatte sich an ihrem Alltag zu schaffen gemacht und Wirkung erzeugt. Jetzt, nachdem das Stichwort gefallen war, dachten sie mit bohrender Sorgfalt darüber nach.

»Er ist kein schlechter Mensch – im Grunde«, sagte Frau Soestmeyer. Vielleicht wollte sie Schlimmes verhüten. Was sie nicht ahnen konnte und erst am Jüngsten Tag erfahren würde: Ihre leise und fast beiläufige Bemerkung gab den folgenden Ereignissen den entscheidenden Anstoß und Verlauf. Christa Glöckner nämlich, eben noch versucht, den Kardinal als die dunkle und zerstörende Gewalt in ihrer kleinen Geschichte auszumalen, hörte im Tonfall der alten Frau eine leise Bitte um Erbarmen. Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie das Gesicht eines schon alternden Mannes, umstellt von den falschen Alternativen seines Lebens, eines tief im Innern erstickten Menschen, der auch einmal den weiten Blumengarten Gottes betreten hatte und nun in einem düsteren Winkel im Kreise ging. Und so nahmen ihre folgenden Worte eine Färbung an, die weniger von Protest und bösem Zweifel als von Trauer geprägt war.

»Er ist kein böser Mensch, aber unter seinen Händen vertrocknet das Leben. Er will vielleicht segnen, aber immer klingt es wie ein Fluch. Er will vielleicht retten und ordnen, aber er trübt und verschüttet die lebendige Quelle, aus der so viele ihren Durst löschen könnten. – Ich war einmal im Generalvikariat«, fuhr sie fort. »Ich mußte eine Liste abgeben, die Liste der Ausschüsse, die wir im PGR gebildet hatten. Der Pförtner war mißtrauisch und abweisend. Ohne mich anzusehen, zeigte er in eine Richtung und ließ mich stehen. Ich ging auf gut Glück. Niemand schien sich für mich und meine Liste zu interessieren. Ich lief durch die Korridore, von Tür zu Tür, es roch nach einem Desinfektionsmittel, die Aufzüge schwebten lautlos hinauf oder hinab. Es wurde mir ganz eng ums Herz. Ich fand eine Nische mit einer Bank darin und setzte mich. Ich schloß einen Moment die Augen. Hinter den Wänden saßen sie, die Entscheidungsträger und Führungskräfte. Ein Heer von Angestellten und Prälaten verbringt hier seinen Achtstundentag. Zweifellos gibt es Dienstpläne und Statistiken, Konferenzen und Kostenstellen, Antragsformulare, Dienstwege und Regelwerke. Das ist gewiß gut durchorganisiert. Vielleicht denkt man längst nach über »Jobrotation« oder »Outsourcing«. Vielleicht kommen von Zeit zu Zeit Beraterfirmen, machen »Erhebungen« und entdecken »nicht optimal genutzte Ressourcen«. Ich fragte mich, was hier mit einem staubigen Wanderprediger geschähe, der sich als »Sohn Gottes« outen und das nahe Reich verkündigen würde ... Irgendwie fand ich wieder hinaus und entdeckte erst im Zug, daß ich noch immer meine Liste in der Hand hatte. Niemand hat je danach gefragt.«

Sie unterbrach sich selbst und blickte den anderen reihum in die Augen. »Ich bin ziemlich sicher: Dort spielt unser kleines St. Kilian überhaupt keine Rolle. Dort sind wir eine Adresse in einer Datei, eine Kennziffer, ein Dossier in einem Hängeregister. Es ist eine große Maschine, die sich selbst beschäftigt. Niemand ist böse. Keiner will schaden. Aber unser Pfarrer mußte gehen. Er mußte gehen, weil dort nicht denkbar war, daß er bliebe. – Macht selbst den Versuch! Geht von Tür zu Tür und fragt nach! Ihr bekommt viele Antworten, und alle sind wahr, aber aus den vielen kleinen Wahrheiten wächst euch eine einzige große Lüge entgegen. Bei dem Wanderprediger damals war es umgekehrt. Alles, was er tat oder sagte, erschien seinen

Zeitgenossen als Ärgernis und Lüge, aber aus den vielen kleinen Lügen wuchs eine einzige große Wahrheit.«

Sie hatte gesprochen wie mit einem Atemzug und hielt inne. Es war still ringsum. Sogar die Kegler nebenan schienen es gespürt zu haben.

»Ich glaube, du hast recht«, sagte Radner, »auch bei uns war alles verrückt geworden, aber es war eine große und wunderbare Wahrheit. Und wenn die Entscheidungen nicht hier getroffen werden, wo sie lebendige Menschen betreffen, sondern dort in der großen Maschine, dann wundert's mich nicht, daß unser Pfarrer gehen mußte. Dann hatten wir nie eine Chance.«

»Und dann gibt es auch in Zukunft keine«, ergänzte Frau Altenhöfe.

»Es sei denn, wir finden uns nicht damit ab.«

Das war die Stimme von Heribert Spielmann. Er hatte seinen Bierdeckel vollgekritzelt und steckte ihn jetzt in die Jackentasche. Als Journalist hatte er andauernd etwas zu notieren, und man konnte nie wissen, was später daraus wurde. »Eine Situation ist so oder so«, meinte er, »sie ist gewollt und gemacht, und nur der kann sie nicht ändern, der glaubt, sie sei nicht zu ändern.« Er trank sein Glas aus und bat Manni aus der Ferne um ein neues. »Frau Glöckner hat ganz recht. Man starrt meist nur in die falsche Richtung. – Die Jünger damals im Saal: eine Handvoll Fischer, Bauern und Handwerker ...« Er fing einen strengen Blick von Frau Altenhöfe auf. »Und natürlich Frauen. Sie waren arm und ungebildet. Sie hatten keine Verbindungen zur Macht. Angstvoll hockten sie hinter der verriegelten Tür mit nichts als einer erschütternden Erfahrung und einer glühenden Hoffnung. Und draußen war das Römische Reich mit seinen Tempeln und Palästen, mit seinen Legionären und Beamten, mit seinen Kerkern und Hinrichtungsstätten. – Wie ein Hohn muß es in ihren Ohren geklungen haben: ›Geht hinaus in alle Welt und verkündigt die frohe Botschaft!‹ Wen könnten sie denn überzeugen? Wer würde ihnen auch nur zuhören? Würde man sie nicht auslachen? Wären sie nicht bald schon verstreut und verloren? Die Römer fackelten nicht lange, wenn sie sich gestört fühlten. – So saßen sie da und wußten nicht, wie es weiterging. Und doch, wenn jetzt einer hier in St. Kilian begänne und die Spur unserer Geschichte zurückverfolgen würde, er käme bei jenen Fischern und Handwerkern an.

Warum? Weil sie sich damals mit ihrer Situation nicht abgefunden haben. Weil ihr Traum größer war als die Angst. Und wenn die Spur hier bei uns nicht endet, hier, im Bierkeller von St. Kilian, sondern weiterführt, liegt es an uns und an niemandem sonst.«

»Und wie machen wir das?« fragte Munte.

»Ich habe eine Idee und einen Plan«, sagte Spielmann. »Er braucht Phantasie ...«

»Haben wir«, sagte Munte.

» ... und Kraft ...«

»Haben wir auch!«

» ... und Geduld. Viel Geduld.«

Munte zögerte, aber alle anderen nickten, als wollten sie ihn ihrer Unterstützung versichern.

»Okay. Haben wir auch.«

Spielmann holte tief Luft. »Der staubige Wanderprediger hätte also in der Diözesanverwaltung keine Chance. Stimmts?«

»Ich schwör's euch!« bestätigte Frau Glöckner.

»Er würde gar nicht erst vorgelassen oder sehr bald von der Polizei an die Luft gesetzt. Hab' ich recht?«

»Jede Wette!«

»Gut. Dann ist die Sache klar. Dann ist es so, als hätte man dort noch nie von Jesus und seiner Botschaft gehört, genau betrachtet. Das ist ein trauriger und unhaltbarer Zustand, und wenn wir diesen Jesus ernst nehmen wollen, gibt's nur eines: Wir, die Gemeinde von St. Kilian, erklären das Generalvikariat und die Diözesanverwaltung, das Domkapitel und die Residenz des Kardinals zum – Missionsgebiet.«

Munte schnaufte hörbar durch die Nase. Radner lachte auf. Zwei, drei andere sprangen von ihren Sitzen.

»Jawohl!« rief Spielmann, und nun schon mit revolutionärem Schwung. »Wir erklären die ›große Maschine‹ zum Missionsgebiet. Wir lassen die Brüder und Schwestern nicht im Stich. Sie brauchen uns. Sie hocken in ihrem ›Saal zu Jerusalem‹ und wissen nicht mehr weiter. Wir öffnen ihnen die Augen. Wir helfen ihnen auf die Beine und auf die Sprünge. Und da müßte es schon mit dem Teufel zugehen ...«

Jetzt erhob sich ein mittlerer Tumult. Der Bäckermeister sprang auf, daß sein Stuhl nach hinten kippte. Auch ein Bierglas fiel um und ergoß sich über Frau Alenhöfes Kostüm. Es

schien ihr nichts auszumachen. Sie spürte, daß es jetzt um Wichtigeres ging. »Missionsgebiet, Missionsgebiet«, sogar der alte Morsik schlug sich begeistert auf die Schenkel. »Wir rollen den Laden auf. Wir streuen Sand in die Maschine.«

»Oder wir ölen sie, mit Chrisam!« lachte Frau Schubert.

»Manni, eine Runde!« rief Radner, »auf meine Rechnung!«

»Herr, sie haben kein Bier mehr!« ergänzte Morsik lachend. »Matthäus 2.«

Der Hausmeister war aus dem Halbschlaf emporgeschreckt. Eine Runde? Die da hatten nicht zu wenig, sie hatten zuviel getrunken. »Matthäus 3!« rief er zurück. »Füllet die Krüge mit Wasser!«

Die Turmuhr von St. Kilian schlug Eins, als die Vorturner der Gemeinde endlich das Haus verließen. Sie waren in bester Stimmung. Ihre Köpfe summten von Ideen und raffinierten Plänen. Und das Schönste daran: Der Kardinal hatte noch keine Ahnung. Auch Frau Soestmeyer fühlte sich gut aufgelegt. Vor Mentes Laden gab sie dem Bäckermeister die Hand. – »Toll, dieser Luther!« sagte sie. »Was der so für Sprüche hatte.«

»Hoho!« lachte der Bäcker, »ich kenne noch mehr. Soll ich?« Sie wehrte erschrocken ab.